

SWR2 Musikstunde

Der Schocker von Paris – Théodore Géricault und die Musik (1-5)

Folge 3: Géricault scheitert beim Rompreis – und reist trotzdem nach Italien

Von Michael Struck-Schloen

Sendung vom 24. Januar 2024

Redaktion: Dr. Ulla Zierau

Produktion: SWR 2024

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören:

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

„Mein Leben ist ein Roman, der mich sehr interessiert“ – an diesen selbstbewussten Spruch des Komponisten Hector Berlioz muss ich oft denken, wenn ich mir das Leben und die Bilder des Franzosen Théodore Géricault ansehe. Im Januar 1824, vor 200 Jahren, ist er jung gestorben; durch das Floß der Medusa, das Riesenbild im Pariser Louvre, ist Géricault unsterblich geworden. Aber vielleicht wäre das Gemälde gar nicht so großartig ausgefallen, wenn er nicht kurz zuvor in Italien gewesen wäre. Um diese Etappe seiner romanhaften Biografie geht es heute. Ich bin Michael Struck-Schloen, schönen guten Tag!

Hin und wieder geht Géricault in die Oper – weniger wegen der Musik, sondern weil man hier Freunde, schöne Frauen und potenzielle Auftraggeber treffen kann. Intensivere Kontakte mit Musikern pflegt er nicht, aber es gibt für junge Maler, Bildhauer, Architekten und Komponisten doch eine gemeinsame Sehnsucht: das ist der „Rompreis“, ein staatliches Stipendium, mit dem man vier Jahre lang in Italien leben und arbeiten kann. Für Bildende Künstler gibt es den „Prix de Rome“ schon seit 150 Jahren, Ludwig XIV. wollte ihnen damit das Studium der alten Meister ermöglichen. Inzwischen aber können sich auch Musiker bewerben, und viele werden sich in den kommenden Jahrzehnten in den Süden aufmachen – auch der Opernkomponist Gustave Charpentier: In Rom komponiert er Ende der 1880er Jahre seine Impressionen aus Italien, fünf tönende Postkarten. Auf der dritten erkennt man ein störrisches Maultier, das mit dem Komponisten auf dem Rücken einen steinigten Bergpfad hochklettert.

MUSIK 1

Gustave Charpentier:

Impressions d'Italie, Suite 4'20

3) À mules <ab 12'08>

Philharmonie Brüssel

Ltg. Hervé Niquet

(Glossa, LC 00690 – SWR: M0328173 003)

„Auf dem Maultier“, ein Satz aus der Suite Italienisch Impressionen vom Franzosen Gustave Charpentier. Hervé Niquet leitete die Brüsseler Philharmoniker.

Charpentier gehört zu den Stipendiaten, die in der Villa Medici, dem Haus der Französischen Akademie in Rom, mehrere Jahre verbringen dürfen. Auch der Maler Théodore Géricault, dem die SWR Musikstunde gewidmet ist, träumt im Jahr 1816 vom ersten Preis beim Wettbewerb. Das Preisgeld ist ihm nicht wichtig, denn er wird von seinem Onkel, einem Bankier und Kunstsammler, großzügig gefördert. Aber Géricault will mit 24 Jahren künstlerisch durchstarten und die Werke eines Michelangelo, Raffael oder Caravaggio studieren, um sich vom blutleeren Klassizismus seiner Zeitgenossen zu lö-sen. Außerdem braucht er ein bisschen Distanz zu Paris, denn er hat sich in die junge Gattin seines Onkels verliebt, und die heimliche Affäre beginnt ihm über den Kopf zu wachsen.

Géricault meldet sich zum Wettbewerb an und besteht die erste von drei Prüfungen, eine Skizze über ein vorgegebenes Thema aus der griechischen Mythologie: „Aeneas will die

geflohene Helena vor der Statue der Vesta töten, wird aber von Venus daran gehindert“ – man sieht, dass von den Künstlern nicht nur der versierte Umgang mit Pinsel und Farben verlangt wird, sondern auch profunde Kenntnisse der Altphilologie. Géricault wird zur zweiten Prüfung zugelassen – und scheitert an einem Aktbild nach einem lebenden Modell. Die Jury bemängelt vor allem die heroischen Muskelpakete – „Geigenkästen“, wie sie sein Lehrer spöttisch nennt. Damit ist Géricault schon in der Vorrunde gescheitert /raus.

Der Fall ist symptomatisch. Bis ins 20. Jahrhundert wird der Rompreis zum Schlachtfeld zwischen Akademikern und den Rebellen in der Kunst. Géricault wirft der Jury vor, mit ihrer Preispolitik jedes Genie unter einer Flut von mittelmäßigen Talenten zu begraben. Auch Musiker kennen diese Ungerechtigkeit: Maurice Ravel bewirbt sich fünfmal erfolglos um den Rompreis, Hector Berlioz bekommt ihn erst beim fünften Anlauf mit einem Werk, das er ganz bewusst ohne Provokationen komponiert. Ein harmonisch gewagtes Werk wie die Kantate Der Tod des Orpheus hat dagegen in der Akademie von vornherein keine Chance und wird als „unaufführbar“ abgelehnt.

MUSIK 2

Hector Berlioz:

La mort d'Orphée, Kantate 3'25

„Ô dieux puissants“ <ab 8'03>

Gérard Garino (Tenor)

Frauen des Rundfunkchores Hilversum

Sinfonieorchester NOS Hilversum

Ltg. Jean Fournet

(Denon, LC 08723 – SWR M0448176 001)

Gérard Garino sang die Titelpartie in Hector Berlioz' Kantate La mort d'Orphée – und mit dieser völlig überdrehten Szene, in dem die Bacchantinnen den Sänger Orpheus in Stücke reißen, zwingt der rebellische Berlioz die Jury des Rompreises geradezu, sein Bewerbungsstück abzulehnen.

Anders als Berlioz bewirbt sich Théodore Géricault kein weiteres Mal um das Italien-Stipendium, sondern bricht auf eigene Faust in den Süden auf. Nach zwei Wochen Kutschfahrt erreicht er Florenz, sieht sich in den Uffizien um, zeichnet Michelangelos Grabmal für die Medici und besucht die Oper – mit derangierter Kleidung und schmutzigen Stiefeln, wie er selbstanklagend schreibt. Vielleicht hat sich Géricault mehr von Florenz versprochen – tatsächlich empfindet er hier zum ersten Mal „tristesse et ennui“, Traurigkeit und Überdruß, die ihn während seiner Italienreise nicht mehr loslassen. Man muss an die Melancholie der Helden in den viel gelesenen Dichtungen von Lord Byron denken: Alle meiden sie die Gesellschaft, allein und unverstanden lassen sie sich durch belebte Städte oder unwirtliche Gebirge treiben. „Mal du siècle“ nennt man das in Frankreich: ein romantischer Weltschmerz, der selbst durch politisches Engagement nicht zu heilen ist.

Dann aber wird Géricault in Rom aus seiner Lethargie gerissen: In der Sixtinischen Kapelle erblickt er die Fresken von Michelangelo – und ist erschüttert. Die Dramatik der schwellenden Körperformen, deren Nacktheit damals schon teilweise übermalt ist, der extreme Ausdruck der Figuren, die Posen des Leids und das sakrale Pathos – all das wird sich wenig später im Floß der Medusa wiederfinden. Das musikalische Pendant dazu findet sich bei Franz Liszt: In seinem Stück Erinnerung an die Sixtinische Kapelle wird das berühmte Miserere von Gregorio Allegri durch düstere Akkorde geschwärzt und zu apokalyptischer Wucht gesteigert.

MUSIK 3

Franz Liszt:

Évocation à la Chapelle Sixtine HS 360 5'18

Beginn („Miserere“)

Orchester Wiener Akademie

Ltg. Martin Haselböck

(Documents, LC 12281 – WDR 6199025102.001.001)

Das Orchester Wiener Akademie spielte den Beginn der Évocation à la Chapelle Sixtine von Franz Liszt – eine Bearbeitung des Miserere von Allegri aus dem 17. Jahrhundert. Und man kann davon ausgehen, dass der für Kunst hochempfindliche Komponist auch Michelangelos Fresken in der Sixtinischen Kapelle in dieser Musik heraufbeschworen hat.

Géricault, der beim Anblick der Fresken in Bewunderung erstarrt, wohnt im Künstlerviertel von Rom – nahe der Spanischen Treppe und unterhalb der Villa Medici, wo die Stipendiaten des Rompreises unterkommen. Die Papststadt ist kurz nach 1800 keine Weltstadt wie Paris oder Neapel: Mit etwa 150.000 Einwohnern ist Rom kleiner als Berlin. Auf die Franzosen ist man nach der Herrschaft Napoleons nicht gut zu sprechen: Der Papst wurde in Frankreich inhaftiert, viele Kunstwerke und ganz Bibliotheken geraubt und nur zum Teil wieder hergestellt. Mittlerweile ist der mächtige Kirchenstaat als Teil des zersplitterten Italiens wieder souverän, und der Heilige Vater versöhnt sich mit den Bourbonen.

Géricault streift in Rom umher, kopiert Bilder von Raffael und Leonardo, malt Straßenszenen und Hinrichtungen oder erotische, oft gewaltsame Szenen zwischen Nymphen und Faunen. Eine grimmige Brutalität bestimmt seine Motive; auch Pferde spielen, wie früher schon, eine wichtige Rolle – vor allem in seinem Hauptprojekt, dem sogenannten „Palio“ beim römischen Karneval. Dabei werden alljährlich wilde Berberpferde ohne Reiter losgelassen und stürmen die Via del Corso zwischen der Piazza del popolo und der Piazza Venezia entlang – ein im wahrsten Sinne zügelloses Spektakel, bei dem es regelmäßig zu Unfällen kommt. Géricault malt Szenen, in denen die unbändige Kraft der Tiere mühsam von muskulösen Pferdehändlern im Zaum gehalten wird. In seinem Bildertheater vereinigen sich Antike und Moderne – und niemand hat die rohe Kraft und Anarchie dieser Karnevalsszenen angemessener vertont als Hector Berlioz in seiner Ouvertüre Der römische Karneval.

MUSIK 4**Hector Berlioz****Le carnaval romain, Ouvertüre op. 9** 4'30**Schluss** <ab 3'31>**Boston Symphony Orchestra****Ltg. Charles Münch****(RCA, LC 00316 – WDR: 6016737102)**

Die Ouvertüre La carnaval romain – Der römische Karneval von Hector Berlioz in einer mitreißenden Aufnahme von 1958. Charles Münch leitete das Boston Symphony Orchestra.

Nach Rom kommt Berlioz fünfzehn Jahre nach dem Maler Théodore Géricault, um den sich in dieser Woche die SWR Musikstunde dreht; im Studio ist Michael Struck-Schloen. Aber auch zu Géricaults Zeiten gibt es Komponisten, die als Gewinner des Rompreises den beschwerlichen Weg nach Italien auf sich nehmen. Dabei betrachten die meisten Musiker den Aufenthalt in der Villa Medici eher als bezahlten Urlaub. Während Maler, Architekten und Bildhauer die klassischen Vorbilder an Ort und Stelle studieren können, gibt es für Komponisten, wie Berlioz bemerkt, nur allgemeine Anregungen durch die Natur, die Kunst und das gesellschaftliche Leben. Über das Handwerk der Musik kann man in Paris oder Deutschland mehr erfahren als in einem Land, in dem außerhalb der Oper nur deprimierendes Mittelmaß herrscht.

Das muss auch der Rompreisträger Ferdinand Hérold feststellen, als er 1812, noch während der Herrschaft von Napoleon, in Rom eintrifft. Hérold empfindet Italien wie ein Exil, wo er sich weder als Pianist noch als Komponist in das lokale Musikleben integrieren kann. Wie die meisten Stipendiaten bleibt er ein Fremdkörper in einem Land, das außer der Oper und der Kirchenmusik wenig zu bieten hat. Und wie Géricault spürt er bald einen lähmenden „ennui“, ein diffuses Gefühl aus kreativer Lähmung und Ziellosigkeit.

Im Gegensatz zu Géricault aber findet Hérold aus der Krise heraus und macht sich an die Arbeit. Zwei Sinfonien, drei Streichquartette und zwei Klavierkonzerte entstehen in Italien – Gattungen, die sich bewusst quer stellen zur italienischen Opernmanie: eine reizvolle Mischung aus großstädtischer Pariser Noblesse und Anklängen an die italienische Volksmusik.

MUSIK 5**Ferdinand Hérold:****Klavierkonzert Nr. 3 A-Dur 6'19****3) Rondo. Moderato****Jean-Frédéric Neuburger (Klavier)****Sinfonia Varsovia****Ltg. Hervé Niquet****(Mirare, LC 12654 – SWR M0471862 003)**

Jean-Frédéric Neuburger spielte das Rondo aus dem dritten Klavierkonzert, dem sogenannten „römischen Konzert“ vom Franzosen Ferdinand Hérold; Hervé Niquet begleitete mit der Sinfonia Varsovia.

Hérold hat das Stück kurz vor seiner Abreise nach Neapel komponiert. Zwei Jahre später erreicht auch Théodore Géricault die Stadt am Golf, und das Wunder geschieht: Sowohl Hérold als auch Géricault sind in Neapel wie ausgewechselt, sie vergessen ihren Verdruss über die provinzielle italienische Kulturszene und finden sich in einer neuen Welt wieder. Mit knapp 350.000 Einwohnern ist Neapel nach London und Paris die drittgrößte Stadt Europas. Der Kulturaustausch mit dem Süden und die Spuren des klassischen Griechentums, die landschaftlich atemberaubende Lage der Stadt, die reiche Vegetation, die explosive Lebhaftigkeit der Bevölkerung und das hochentwickelte Musikleben – all das begeisterte schon die Familie Mozart und den Dichter Goethe und fasziniert jetzt auch Hérold und Géricault.

Dabei geht es in Neapel nicht ruhig zu. Das Straßenbild wird bestimmt von den Lazzaroni, dem Subproletariat ohne festen Wohnsitz. „Ich bin völlig betäubt vom Lärm in dieser Stadt“, schreibt Hérold nach Hause. „Vor allem in der schönsten Straße, der Via Toledo, gibt es Massen von lazzaroni, die ständig herumschreien und den Touristen ihre Dienste anbieten oder einfach nur um Geld betteln.“ Protzender Reichtum und krasse Armut bilden in Neapel eine sozial brisante Mischung; während sich die Elite in gewaltigen Palazzi abschirmt, wohnen viele Menschen in den feuchten Untergeschossen, den sogenannten „bassi“, in primitiven Umständen.

Géricault hat die Armut und die extreme Frömmigkeit der Bevölkerung ebenso gezeichnet wie die Straßenmusik. Auf einem Bild sieht man Tänzerinnen und Musiker bei einer Tarantella, dem typischen Tanz des italienischen Südens, der sich bis zur Ekstase steigern kann. Aber die Tarantella war nicht nur eine Form der selbstvergessenen Raserei. Zum typischen hüpfenden Rhythmus wurden manchmal von den „cantastorie“, den Moritatensängern, aberwitzige Geschichten aufgetischt – etwa die von der Schwalbenschwanzfisch-Dame, die sich in einen Sardinienmann verliebt. Eine Schleimfischfrau macht die Heiratsvermittlerin, doch dann taucht plötzlich ihr Ex-Lover auf, ein Thunfisch, der die treulose Schwalbenschwänzin zur Rede stellt und alle seine Freunde mitbringt. Das Ganze endet mit einer grandiosen Massenschlägerei der Meeresbewohner. Lo guarracino, eine feuchtfröhliche Tarantella, gesungen von Alessandro Giangrande.

MUSIK 6

Trad.:

Lo guarracino, Tarantella 6'14

Alessandro Giangrande (Tenor)

L'Arpeggiata

Ltg. Christina Pluhar

(Erato, LC 00200 – SWR M0678746 105)

Lo guarracino, das ist der Schwalbenschwanz-Fisch – und der löst in dieser Tarantella aus Neapel durch seine Liebesavancen an eine Sardine ganz schön für Aufruhr unter der Meeresbevölkerung. Alessandro Giangrande wurde begleitet vom Ensemble „L'Arpeggiata“.

Sie hören die SWR Musikstunde – in dieser Woche über den Maler Théodore Géricault, der sich 1817 in Neapel aufhält. Die Tarantella-Zeichnung von Géricault kann man heute im Städel Museum in Frankfurt sehen, ein typisches neapolitanisches Motiv. Ansonsten weiß man nicht sonderlich viel über die zwei Monate, die Géricault am Golf verbringt. Und nur ein Brief dokumentiert, dass er sich auch am Gesellschaftsleben in Neapel beteiligt. Er stammt von Celeste Coltellini, einst eine gefeierte Opernsängerin, die am Wiener Hoftheater engagiert war, sich aber nach der Heirat mit einem Schweizer Bankier nach Neapel zurückgezogen hat und hier einen berühmten Salon führt.

Im Brief an einen Freund schreibt Coltellini, dass Géricault nicht viel Zeit mit-brachte, aber einen guten Eindruck hinterließ. „Seine Physiognomie verheißt viel Genie“, schreibt sie. „Leider ging er wieder, ohne mir eine seiner Arbeiten zu zeigen. Überdies gefielen mir sein angenehmer Ton und seine zuvorkommenden Manieren.“ Alles in allem bekommt man den Eindruck, dass sich Géricault nicht sonderlich viel aus Einladungen dieser Art macht.

Ob sich Celeste Coltellini mit dem Maler über das Opernleben in Neapel unterhalten hat? Ihre eigene Karriere liegt schon mehr als zwanzig Jahre zurück und hatte ihren Höhepunkt in der Uraufführung von Giovanni Paisiellos Oper Nina oder der Wahn-sinn aus Liebe, einem der erfolgreichsten Stücke der Zeit. Die Titelfigur Nina ist das ty-pische Damenopfer auf der Opernbühne: Weil ihr Geliebter angeblich tot ist und sie mit einem anderen Mann verheiratet werden soll, verliert sie den Verstand. Ein Glück, dass der totgeglaubte Liebhaber am Ende wieder auftaucht und sie in die Arme schließt: „Oh momento fortunato – welch glücklicher Augenblick“.

MUSIK 7

Giovanni Paisiello:

Nina o sia La pazza per amore (T: Giambattista Lorenzi) 3'45

2. Akt: Duett Nina/Lindoro „Oh momento fortunato“ <ab 1.21'40>

Marina Bolgan (Sopran)

Don Bernardini (Tenor)

Orchester des Teatro Massimo Bellini, Catania

Ltg. Richard Bonyngé

(Nuova Era, LC 07522 – WDR: 6021667101)

Marina Bolgan und Don Bernardini sangen das Schlussduett aus der Oper Nina oder der Wahnsinn aus Liebe von Giovanni Paisiello – eine Live-Aufnahme aus dem Teatro Bellini in Catania unter Leitung von Richard Bonyngé.

Von Neapel kehrt Géricault nach Rom zurück, im September 1817 tritt er die Heimreise nach Paris an, besichtigt Siena und macht noch einige Studien in den Uffizien in Florenz. Künstlerisch ist sein italienisches Jahr ein Erfolg: Am Vorbild der alten Meister hat er sein

Gespür für die Darstellung des menschlichen Körpers und für wirkungs-volle Arrangements geschärft – der Beweis wird sein Gemälde das Floß der Medusa sein, sein berühmtestes überhaupt, das 1819 im Pariser Salon für Furore sorgt. Zur Dramatik der klassischen Posen kommt aber nach der Italienreise noch ein schonungs-loser Realismus. Der leidende Mensch, dem er sich in Zukunft widmet, steht im krassen Gegensatz zum idealisierten Menschenbild seiner Zeitgenossen.

„Théodore Géricault in Italien“: das war die dritte Folge meiner Hommage an den französischen Maler zum 200. Todestag. Die Manuskripte der Musikstunde finden Sie in unserer App oder im Netz – und nachhören lassen sich da alle Folgen natürlich auch. Zum Schluss noch ein paar Takte aus der Sinfonie Roma, die Georges Bizet als Erinnerung an seine Italienreise komponiert hat. Ich bin Michael Struck-Schloen, danke fürs Zuhören!

MUSIK 8

Georges Bizet:

Roma, Sinfonie 5'13 (auf Schluss!)

2) Allegretto vivace

RSO Stuttgart

Ltg. Pinchas Steinberg

(EP SWR: M0001073 029)